

Chronikeinträge aus Leopoldschlag

Das erste Halbjahr 1914 verlief in Leopoldschlag, wie in tausenden kleinen Ortschaften der riesigen Donaumonarchie, ohne große Aufregungen. Im Leben und in der Arbeit der Leopoldschläger gab es wenige Höhepunkte, nur kleine unbedeutende Ereignisse, von denen zu berichten nicht wert war. In den oberösterreichischen Zeitungen habe ich für die ersten sechs Monate des Jahres 1914 nur zwei Meldungen gefunden, die auf Leopoldschlag einen Bezug hatten. Beide stammen aus dem Linzer Volksblatt und sind, wegen der Seltenheit, hier wiedergegeben.

Leopoldschlag, 27. Februar: Faschingsabende. Mit Wehmut sahen fast überall, so auch hier die Leute Herrn Karneval aus ihrer Mitte scheiden. Hat er doch gerade in diesem Jahr wieder so viele Vergnügungen und Unterhaltungen gebracht, die das Volk nur erheitern und ergötzen konnten. Ganz karnevalmäßig verlief in Herrn Heferts Gasthaus der Feuerwehrball, den eben die Feuerwehren im Verein mit den Veteranen veranstaltet hatten. Aber auch die Junggesellen für sich standen nicht zurück, gründeten lange vor dem Fasching den "Zipfelhaubenklub" und unter den Klängen der hiesigen Bürgerkapelle und der Melodie der Zipfelhaubenhymne begaben sie sich sämtliche, bedeckt mit schwarzen Hauben, am Sonntag den 8. Februar in einem Fackelzug zu ihrem Ball in Herrn Preinfalks Gasthaus. Der blaue Montag darauf lud die Teilnehmer mit Musik zu einer Schlittenpartie auf den Kerschbaumersattel ein und der Faschingsdienstag versammelte den Klub zum letzten Mal zu einem gemütlichen Abend und Tanz, um noch den letzten Rest der Kasse den scheidenden Fasching nicht zu entwenden. Der Aschermittwoch brachte wieder die übliche Marktruhe.

Das berichtete das Linzer Volksblatt zu Beginn der Fastenzeit des Jahres 1914. Dieser Artikel lässt eine gewisse Verschlafenheit vermuten, die jedoch nur zu Teil gestimmt hat. Sicherlich hat sich in Leopoldschlag nicht die große weite Welt getroffen. Aber in gewissen Bereichen wollte man auch an den Errungenschaften der modernen Welt teilhaben. Und das war eindeutig die Eisenbahn. Damit war man durchaus in guter Gesellschaft. Die durch die Lokalbahngesetze 1880, 1897 und 1910 für Bau und Betrieb von Lokal- und Kleinbahnen hatte

eine Fülle von Projekten hervorgerufen. Auch das Hinterland sollte so an die Hauptbahnen, die die Donaumonarchie durchquerten, Anschluss finden. Noch Ende 1913 hatte die österreichische Regierung eine umfassende Lokalbahnvorlage vorbereitet, die den Bau von 94 Lokal- und Kleinbahnen in den österreichischen Kronländern innerhalb der nächsten 15 Jahre, also bis ins Jahr 1930 sicherstellen sollte. Die Gesamtlänge der Projekte betrug 2.102 km. Die gesamten Baukosten wurden mit 436 Mio. Kronen berechnet, viel Geld, aber ein Klacks gegen das, was der Krieg verschlingen sollte.

Schon 1906 wurde das Bahnprojekt Rosenberg - Unterhaid - Leopoldschlag - Zettwing - Windhaag, weiter Richtung Niederösterreich politisch genehmigt und durchprojektiert. Die Bahn war finanziell machbar und wirtschaftlich realistisch. Aber es kam ganz anders.

Das Linzer Volksblatt hat dann am 30. April 1914 wieder einen kurzen Bericht aus Leopoldschlag geliefert:

Leopoldschlag, 30. April, Trauungen: Im Mai werden in der hiesigen Pfarrkirche getraut: Herr Karl Matschy, Schuhmachermeister im Markt Leopoldschlag, und Fräulein Hedwig Böhm, Wagnermeisterstochter daselbst. Herr Eduard Böhm, Wagnermeister im hiesigen Markt heiratet Frl. Aloisia Schöllhammer, Bäckermeistersstochter von hier. Herr Josef Elmecker, Bauer am Scherbgut in Mardetschlag, Pfarre Leopoldschlag heiratet Frl. Hedwig Schmidinger, Bauerstochter in St. Oswald. Herr Peter Wagner, Totengräbergehilfe im hiesigen Markt heiratet Frl. Marianne Kapl, Dienstmagd daselbst.

Damit brechen wiederum die Informationen aus dem Markt Leopoldschlag ab. Erst nach Kriegsbeginn gibt es wieder Meldungen, die sind aber überhaupt nicht mehr erfreulich.

Die Zeitungen sind zu diesem Zeitungen voll von "Kriegswarnungen" und "Kriegsahnungen". Einige Artikel haben die Kriegsgefahr offen ausgesprochen und - sonderbarer Weise - keinerlei panische Reaktionen in der Bevölkerung hervorgerufen. Anscheinend hat man diese gefährliche Situation ohnehin gewollt oder auch provoziert. Zumindest war man sich den Konsequenzen keinesfalls bewusst. Die konservativ-klerikale Tageszeitung "Linzer Volksblatt" schrieb am 1. März 1914 folgenden - hier gekürzten - Beitrag:

"Wir bedürfen solcher Soldaten, die mit Todesverachtung den Gefahren des Krieges ins Auge sehen. Wenn wir, was wahrscheinlich ist, einem Feind ersten Ranges gegenüber stehen werden, ist es notwendig, dass unsere Armee hinsichtlich der Gesinnung und des Charakters sowie der ihr bevorstehenden

Aufgaben auf der Höhe ihres Berufs stehe. ... Die Schatten eines Krieges schleichen um uns herum und es ist gewiss, dass in einem solchen Krieg der Verlusttragende sein Leben einbüßen oder wenigstens einer Amputation ausgesetzt sein wird.”

Diese Sätze stammen vom Honvedminister Hazai und gelten natürlich für die cisleithanische Reichshälfte auch 100%ig. Also wer lesen konnte, wusste was den Soldaten eines künftigen Krieges bevorstehen würde. Und dieser Politiker war kein Phantast, sondern durchaus Realist. Was in den folgenden Jahren an den Fronten passiert ist, hat sich aber auch der nicht richtig ausmalen können. Dieses Thema ist aber nicht Inhalt des heutigen Vortrages, wer aber mehr darüber wissen will, dem empfehle ich den Roman von Erich Maria Remarque: “Im Westen nichts Neues!” Viele werden ihn ohnehin kennen.

Auf der gesamten Welt fand ein fatales Wettüben statt, an dem sich auch kleinere und ärmere Länder ungeniert beteiligt hatten. Auch Österreich-Ungarn kaufte und produzierte alles, was Verderben für die Nachbarn und Feinde bringen konnte. Die Flotte erhielt beinahe den Standard (aber nicht den Umfang) von Großbritannien, die Landstreitkräfte wurden mit modernen Waffen ausgerüstet und die Artillerie bekam Kanonen mit unglaublichen Kalibern. Alles Investitionen ins Verderben. Daneben vergaß man aber Reformen und Investitionen in die Gesellschaft, soziale Misstände wurden Jahrzehnte lang verschleppt.

Die Landwirtschaft hätte den meisten Aufholbedarf gehabt. Dagegen standen aber einige beinahe unüberwindbare Hindernisse:

- 1. Die Betriebsführung war durchwegs äußerst konservativ und patriarchalische und auch klerikal aufgebaut. (Thema: Sonntagsarbeit, Kirchenbesuch der Knechte und Mägde, Beichtüberwachung, Fastenregelung usw.)**
- 2. Es gab in diesen Kreisen eine ausgeprägte Bildungsresistenz. Die 8jährige Schulpflicht, die im Reichsvolksschulgesetz 1869 verankert wurde, wurde durch die übliche Kinderarbeit im eigenen Betrieb aufgeweicht. 1906 verlangte der Bauernbund allen Ernstes die ersatzlose Abschaffung des 8. Schuljahres.**
- 3. Die Landwirte wollten oder konnten sich keine Investitionen in die Betriebsverbesserung leisten - keine maschinelle Ausstattung - keine soziale Absicherung der Arbeitskräfte.**
- 4. Keine wesentlichen Ertragssteigerungen der hiesigen Betriebe - die Erträge reichten oft nur für die Versorgung der eigenen Familie und der eigenen Arbeitskräften. (Mehr als 50% der Bevölkerung arbeiteten im Jahr 1900 in Oberösterreich in der Landwirtschaft, in Leopoldsdorf waren es sicherlich**

weit mehr, womöglich an die 90%.)

5. Die aufkommende Industrialisierung wurde äußerst skeptisch beobachtet - die Industriearbeiter wurden als Verlust für die Landwirtschaft gesehen.
6. Die Güterschlächtereier - die Anstauber. Investoren aus dem Zentralräumen kauften verschuldete Bauernhöfe im Mühlviertel und verkauften mit enormen Gewinnen den zerstückelten Betrieb an die Grundnachbarn. Hier gab es keine Solidarität zwischen den Landwirten. Erst ein Gesetz, das die Grundverkehrskommission eingesetzt hat, hat diesem Übelstand abgeschafft. (Heute: grüner und grauer Grundverkehr).

Zu Beginn des 1. Weltkrieges war also die Landwirtschaft in der österreichischen Reichshälfte unterentwickelt und mittelalterlich. Anders hat es in den anderen wichtigen Kronländern ausgesehen, wie etwa in Böhmen, das stark industrialisiert war oder in Ungarn mit der landwirtschaftlichen Überproduktion.

Wie entwickelte sich in der Heimat, im Mühlviertel, in Leopoldschlag das weitere Leben. Die Ermordung des Kronprinzenehepaars in Sarajewo hat auch in Leopoldschlag Empörung und Entsetzen ausgelöst. Man war auch hier der Meinung, dass die einzig richtige Antwort ein Schlag gegen Serbien sein sollte. Man sollte etwas opfern, um ein für alle Mal Ruhe vor diesem vermeintlichen Störenfried zu haben. Aber auch jeder hier wusste, dass weder Österreich-Ungarn noch Serbien in dieser Beziehung selbständig waren: es gab die fatale europäische Bündnispolitik, die im Fall des Konflikts den grenzenlosen Brand auslösen sollte. So war es auch dann: der Konflikt Österreich-Serbien wurden ein Konflikt zwischen dem Dreibund und der Entente und daraus hat sich innerhalb einer Woche der Weltkrieg entwickelt, der mehr als 3 Mio. Menschen den Tod gebracht hatte, die Verwundeten, Verstümmelten und Traumatisierten erreichten vermutlich mindestens den 10fachen Wert.

An dieser Stelle müsste man sich auch die Frage nach der Kriegsschuld stellen . Diese wurde aber nie gestellt und auch Antworten darauf gab es nicht. Sicherlich ein Versäumnis der Geschichte.

Für den 31. Juli 1914 notierte der Revierinspektor am Leopoldschläger Posten, Karl Schönecker, folgendes in der Gendarmeriechronik:

“Am 31. Juli 1914 um 7.30 Uhr nachmittags langte die Verständigung von der allgemeinen Mobilmachung durch Boten vom k. k. Bezirksgendarmeriekommando in Freistadt ein. Um 20 Uhr verkünden Mobilisierungspatrouillen in die Gemeinden Rainbach, Grünbach und

Leopoldschlag die Verlautbarungen der Mobilisierung. Diese Verlautbarungen wurden noch um Mitternacht in sämtlichen Ortschaften angeschlagen und der Bewohnerschaft so kundgemacht.”

Mehr ist aus der Gendarmeriechronik über diese Zeit nicht zu erfahren. Die Lehrerschaft war da schon mitteilbarer. Die Schulchronik berichtet:

“Die Lebensmittel und sonstige Bedarfsartikel erreichten Preise in ungeahnten Höhen. Für Brot und Mehl und 1916 auch für Zucker wurden die Verbrauchsmengen pro Tag und Kopf genau vorgeschrieben. ... Durch wiederholte Aufnahmen in den Bauernhäusern wurden die Vorräte an Getreide erhoben und die Verbrauchsmenge vorgeschrieben. “

Vier Jahre Krieg forderte auf der gesamten Welt Millionen Opfer, bis ins kleinste Dorf reichte das Elend, keine Überlebensmittel. Nur mehr Not und Krankheit. Genau wie nach dem Dreißigjährigem Krieg, den die Soldaten und Landsknechte ihrer selbst und der Beute wegen geführt haben, so war auch 1918 die Situation. Alles war niedergeschlagen und beinahe nicht lebensfähig. Auch hier könnte man sich wieder die Frage der Kriegsschuld stellen - aber niemand hat es getan.

Es folgte eine äußerst unsichere Zeit. Die Soldaten versuchten auf eigene Faust in die Heimat zurückzukehren.

Die Transprortzüge zeigten das ungewohnte Bild, dass die Leute auf den Waggondächern, auf den Triffbrettern, Puffern, überall dort, wo noch ein Plätzchen war, saßen, um Heim zu kommen. Plünderungen von Magazinen, gewaltsame Wegnahme von Waffen, Lebensmitteln, Kleidern, ja sogar kleiner Gefechte kamen in den Eisenbahnstationen regelmäßig vor. Viele Soldaten zogen hungernd heim, ihnen war nach den Schrecken, die sie an der Front erlebt haben, alle Mittel recht. Eine ganze Generation von Jugendlichen wurde durch den Krieg verroht - sie konnten sich weder in das normale Leben einfügen, noch waren sie fähig alltägliche Aufgaben des Alltags zu übernehmen.

Die Schulchronik von Leopoldschlag berichtet weiter:

In den ersten Dezembertagen fanden im Nachbarland Böhmen bei Kaplitz und Meinetschlag Kämpfe der Volkswehr mit den Tschechen statt. Die Volkswehr zog sich zurück, das deutsche Südböhmen wurde von tschechischen Truppen besetzt und die Grenze gesperrt. Seit dieser Zeit ist eine Betreten des böhmischen Grenzgebietes nur mit besonderen Grenzscheinen möglich.

Aber nicht nur südlich der Malsch breitete sich die Not aus, auch nördlich davon. Exemplarisch möchte ich die Gemeindechronik von Buggaus zitieren.

Das Gedenkbuch von Buggaus

Sehr eindrucksvoll schildert der Chronist der Gemeinde Buggaus Krieg, Kriegsende und Umsturz.

Überschrift:

Die Heimat während des Krieges

In den Jahren 1917 und 1918 wurde die Not im Hinterland so groß, dass es wiederholt zu Lebensmittelkaravallen kam. Die Rationen der Brotkarten wurden wiederholt verkleinert, aber auch diese kleinsten Quanta kamen oft nicht zur Ausgabe. Den Landwirten wurden immer größere Getreide- und Viehlieferungen vorgeschrieben. Oft wurde ihnen jedoch nicht einmal die gesetzlich bestimmten Mengen Getreide oder Mehlprodukte gelassen. Man versprach zwar die Rückerstattung der Mehrlieferungen, doch erwiesen sich diese Versprechungen als trügerisch. Dabei benahmen sich die mit der Aufbringung betrauten Organe oft nicht gerade menschenfreundlich. Besonders ein aus der Bukowina geflüchteter und der Bezirkshauptmannschaft in Kaplitz zugeteilter Beamter war wegen seines groben Vorgehens bei der geplagten Bevölkerung sehr unbeliebt.

Lebensmittelbewirtschaftung

Außer Mehl- und Brotkarten waren noch Petroleum, Zucker, Seifen, Tabak, Fleisch und Fett bewirtschaftet, auch gab es sogenannte Mahlscheine, damit wurde die Vermahlung des Getreides kontrolliert. Die Leute auf dem Lande beleuchteten die Wohnräume wieder mit Kienspänen oder selbst gegossenen Kerzen. Außer diesen Beleuchtungsmitteln verwendete man auch Rohpetroleum und Karbid, welche beide Stoffe jedoch ebenfalls nur schwer zu beschaffen waren. Die Not an Kleidungsstoffen war so groß, dass solche aus Brennesselfasern und Papier hergestellt wurden. Leder für Schuhe war äußerst selten zu bekommen, deshalb verwendete man Papiersohlen. Die Leute behelfen sich mit Holzschuhen, Holzsandalen oder mit Schuhen mit Holzsohlen. Echte Ledersohlen wurden dicht mit "Sohlenschonern", kleinen Metallplättchen, beschlagen, um ihre Haltbarkeit so viel als nur möglich zu vergrößern.

Der Chronist aus Buggau - die Aussagen gelten aber für die gesamte Region - beschrieb die

Lebenssituation zu Ende des Krieges folgendermaßen:

Leute aus nicht landwirtschaftlichen Kreisen litten unter der Not an Lebensmittel noch ungleich mehr. Diese backten Brot aus reinem Gerstenmehl oder aus solchen vermischt mit Maismehl. Brot aus Kleie war für viele ein Leckerbissen. Semmel oder Weißgebäck überhaupt kannte man schon 1915 nicht mehr. In manchen Gasthäusern hing an der Decke ein "Salzspitz" und wurde als Rarität gezeigt. Bier wurde bald aus Ersatzmitteln hergestellt und bald bekam man auch dieses nicht mehr. Die Gastwirte schenkten bloß Sodawasser und Limonaden, hie und da auch Most aus. Die Leute brauten aus diesem Grunde oft selbst Bier. Reis, Südfrüchte, Kaffee und russischer Tee waren bald unbekannte Dinge. Dazu herrschte überall eine große Teuerung. Die Städter überschwemmen oft in Scharen das Land, um zu "hamstern". Dadurch verteuerten sich die Nahrungsmittel und Bekleidungsartikel noch mehr. Solche "Hamsterer" zahlten für ein Kilogramm Mehl acht und mehr Kronen. Ein Paar Schuhe kosteten 300-400 K. Einen Anzug bezahlte man mit 1000-1200 K, 1 Kg Schweinefleisch mit 48-50 K. Die Kinder konnten die Schule oft wegen Nahrungsmittelmangel nicht besuchen, oft entfiel der Unterricht in Folge Mangels an Brennmaterial, oft waren zwei Klassen zu einer vereinigt, da die Lehrer entweder eingerückt oder als Kommissäre Mehl-, Getreide- oder Anbauflächenmengen aufnehmen mussten. Sammlungen aller Art jagten einander. Metallsammlungen, Verbandstoffsammlungen, Brombeerblättersammlungen wurden des öfteren durchgeführt. In den Pfarrorten wurden sogar die Kirchenglocken bis auf eine kleine abgenommen und für Kriegszwecke eingeschmolzen.

Durch diese ungeheure Not war die Sterblichkeit äußerst groß. Als dann im Frühjahr 1918 eine Krankheit, die "spanische Grippe" epidemieartig um sich griff, fanden viel der unterernährten und geschwächten Leute einen raschen Tod. Diese influenzerartige Krankheit holte oft aus einem Hause zwei, drei und mehr Opfer. Ganze Familien lagen oft zur gleichen Zeit krank im Bett.

...

Die Umsturzeit

Schon mit dem Rückeroberung Galiziens kehrten im Verlauf des Sommers 1917 auch die hierorts anwesenden 28 jüdischen Flüchtlinge in ihre Heimat zurück. In dem allgemeinen Wirrwarr nach der Heimkehr der Krieger von den Fronten wuchs in der kurzen "herrenlosen Zeit" die Unsicherheit so an, dass

in den meisten Ortschaften sogenannte "Volkswehren" gebildet wurden. Den "Hamsterern" wurde scharf auf die Finger gesehen, herum schweifendes Gesindel nicht geduldet. Noch immer aber war die Bevölkerung die Lage der Dinge nicht recht klar. Da zeigten sich auf den Bahnhöfen in Oberhaid und Zartlesdorf die ersten tschechoslowakischen Truppen, Sokoln. Sie verhinderten die Ausfuhr von Lebensmitteln nach Österreich. Nun war uns allen klar, dass unsere Heimat ein Teil des neuen tschechoslowakischen Staates werden sollte. Am 3. Dezember 1918 erfolgte die Besetzung des Kaplitzer Bezirkes. Die Volkswehren der größeren Orte widersetzten sich anfangs der Besetzung. Als aber auf Seite der Tschechen Artillerie eingesetzt wurde, kam von der Linzer Landesregierung, der das Gebiet Südböhmens eigentlich durch Selbstbestimmungsrecht der Völker nach Wilson unterstehen sollte, durch Major Freyschoß der Auftrag: "Kein Widerstand, kein Blutvergießen!" Hauptmann Schöberl, der Befehlshaber der Volkswehren zog sich daraufhin mit dem größten Teil der Volkswehr und allen Waffen nach Freistadt in Oberösterreich zurück. Die tschechischen Truppen konnten nun in aller Ruhe Südböhmen besetzen.

Eine neue Grenze

Direkt vor den Haustüren der Leopolschläger ist 1918/19 eine neue Grenze errichtet worden. Die Grenze zum neuen - noch nie existenten Staat - Tschechoslowakei. Wieder ein Vielvölkerstaat im kleineren Ausmaß, ein Kunstgebilde auf der Landkarte. Diese Konstruktion wird etwas mehr als 70 Jahre halten und dann ebenfalls auseinanderbrechen. Eine Grenzkommision bestehend aus österreichischen und tschechischen Beamten legte den endgültigen Grenzverlauf fest, Meter für Meter. Die Wünsche der deutschsprachigen Bevölkerung in der neuen Tschechoslowakei wurden dabei überhaupt nicht berücksichtigt. Daran hatten aber die Tschechen die wenigste Schuld. Das Diktat kam aus Paris und stammte von den Siegermächten. Neue Konflikte waren vorprogrammiert.

Schluss

Machen sie einmal einen Spaziergang über die heute nicht mehr bemerkbare - aber immer noch existierende - Grenze Österreich nach Tschechien - von Deutsch Hörschlag nach Böhmisch Hörschlag. Schauen sie sich den riesigen Bahnhof an, der 1919 in dieser Form als Grenzbahnhof zu Österreich ausgebaut wurde. Bis dahin genügte Summerau mit seinen Anlagen vollauf. In diesem Bahnhof von Böhmisch Hörschlag wurde 1998 eine Gedenktafel angebracht, die an die Staatsgründung der Tschechoslowakei im Jahr 1918 und an ein Stück europäische Geschichte erinnern soll. Die Inschrift lautet übersetzt:

“In dieser Station betrat der erste Präsident Tomáš Garrigue Masaryk am 20. 12. 1918 den Boden des befreiten Vaterlandes.”

Für die einen Europäer bedeutet das Ende des Weltkrieges eine Befreiung, für die anderen war es der Untergang. Das Ganze war nur durch eine gedachte künstlich geschaffene Linie - eben der Grenze - getrennt.